

Leseprobe aus:  
**Stefan Heidenreich**  
**Geburtstag**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2018

HANSER





Stefan Heidenreich

# Geburtstag

Wie es kommt,  
dass wir uns selbst feiern

Carl Hanser Verlag

1. Auflage 2018

ISBN 978-3-446-25841-9

© Carl Hanser Verlag München 2018

Umschlag: Anzinger und Rasp/Marion Blomeyer, München

Satz: Kösel Media GmbH, Krugzell

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C014496

# Inhalt

Anfang .....	7
Die Zutaten .....	11
Der zweite Geburtstag .....	19
Genialer Geburtstag .....	24
Mit Göttern feiern .....	27
Der erste Geburtstag .....	31
Dämonen .....	33
Die Erfindung des Jahres .....	37
Die Anordnung der Tage .....	43
Jahre zählen .....	46
Lebendiges Archiv .....	50
Natalis .....	53
Kataloge .....	59
Kaisergeburtstag .....	61
Christen .....	66
Weihnachten .....	69
Von Dämonen und Personen .....	74
Das Jahr eins .....	81
Zarathustra, Buddha, Mohammed .....	90
Herrscherfeiern: Cäsar reloaded .....	94
Wiedergeburtstag .....	97
Neue Kalender .....	101
Name und Zahl .....	105
Papiere, Notizen, Verträge .....	112
Reformation .....	116
Zahl gewinnt .....	119
Absolute Spektakel .....	122
Bürger lernen feiern .....	130
Staat und Register .....	134

Die Geburt des Selbst .....	154
Ausbreitung .....	163
Würgen und Binden .....	169
Kuchen und Kerzen .....	174
Gratulationen .....	177
Geschenke .....	182
Länder und Schichten .....	185
Ratgeber .....	188
Kinder .....	195
Happy Birthday .....	200
Wie es weitergeht .....	203
Geburtstags-Flash .....	206
Freunde feiern .....	209
Ende .....	211
Quellen und Nachweise .....	214
Personenregister .....	218

## Anfang

Am liebsten würde Stella jeden Tag Geburtstag feiern. Warum auch nicht? Wer sagt denn, dass wir uns nur einmal im Jahr daran erinnern dürfen, geboren zu sein? Schließlich haben die alten Römer ihren Geburtstag einmal im Monat gefeiert, manche jedenfalls. Außerdem ist es gar nicht so leicht, einer Vierjährigen zu erklären, warum sie so lange warten soll, bis sie wieder dran ist. Noch dazu, wenn ständig andere Kinder Geburtstag haben.

Deborah dagegen feiert ihren Geburtstag so gut wie nie. Nicht weil sie nicht gerne wollte. Im Gegenteil. Mit größter Freude würde sie einmal wie alle anderen feiern. Aber das ist leider unmöglich. Denn ihr Tag ist schon vergeben. Sie wurde am 24. Dezember geboren. Manchmal denke ich, dass es im Süden Italiens, wo sie aufwuchs, dafür eine Lösung geben müsste. Aber nein. Also findet ihr Geburtstag nicht statt. Das erscheint umso ungerechter, wenn man die Umstände bedenkt. Kein Mensch weiß, ob Jesus aus Nazareth, dessen Geburt an Weihnachten gefeiert wird, tatsächlich an diesem Tag zur Welt kam. Wahrscheinlich nicht. Sicher ist nur, dass man den 24. Dezember erst 400 Jahre nach seiner Geburt zu einem Feiertag machte.

An einem Herbsttag vor einigen Jahren fuhren Stella, Deborah und ich mit dem Zug durch die Berge Nordmährens. Wir waren unterwegs nach Graz. Weil es eine richtige Reise sein sollte, hatten wir erst Prag angeschaut, um dann in der kleinsten tschechischen Stadt auf der Strecke zu übernachten. Ich hatte ein Gästezimmer in einem Brauereigasthaus gebucht. Beim Einchecken fragte uns die Wirtin nach den Ausweisen. Am nächsten Morgen stiefelten wir über den Markt zum Zuckerbäcker, tranken



schrecklichen Kaffee und aßen die köstlichsten Powidl-Kolatschen. Als wir aufbrachen, half mir der Wirt, die Koffer hinunterzutragen. Auf halber Treppe drehte er sich zu mir um. »Important day«, murmelte er in gebrochenem Englisch, »congratulations.« Ich verstand ihn kaum und wusste nicht, worauf er hinauswollte. Bis er fragte: »Isn't it your birthday?« Ich glaube zwar nicht daran, dass verfrühte Glückwünsche Unglück bringen, aber man weiß ja nie. Den Aberglauben mit den Glückwünschen gibt es übrigens nur in Deutschland, wie ich mittlerweile herausgefunden habe. Hatte er mir hinterherspioniert? Meine Daten irgendwo abgefragt? Schließlich trug ich kein T-Shirt mit der Aufschrift »It's my birthday« oder dergleichen. Und auf Facebook oder wo sonst man Informationen zur Person und Daten eingeben soll, gebe ich immer den 1. Januar an, um Glückwünschen und Werbebotschaften zu entgehen.

Dass er das Datum aus meinem Ausweis hatte, kam mir erst, als wir schon wieder abgereist waren. Wahrscheinlich musste er meinen Namen und meine Daten in irgendeine Liste übertragen. Dabei war es ihm wohl aufgefallen.

Ich gebe zu, dass ich unter die Geburtstagsmuffel falle. Am liebsten verreise ich an dem Tag.

Auf dem Weg zum Bahnhof fiel mir ein, dass auch die Veranstalter in Graz um eine Kopie meines Ausweises gebeten hatten. Wegen der Abrechnung, hieß es. Ich sollte dort nämlich einen Vortrag halten, ausgerechnet an meinem Geburtstag. Als die Anfrage kam, hatte ich sofort zugesagt. Was für eine großartige Gelegenheit, meinen Geburtstag mit einer Reise zu verbinden.

Kurz nachdem sie gelernt hatte, »ich« zu sagen, wurde meine Tochter ganz versessen auf Geburtstage allgemein und ganz besonders auf ihren eigenen. Der Zusammenhang zwischen beidem kam mir damals nicht in den Sinn. Heute ist mir das klar.

Wir entdecken uns selbst eben nicht nur, indem wir »ich« sagen. Wir lernen, »Ich« zu sein, indem wir all die vielen Rituale mitmachen, durch die wir uns selbst erst erfinden. Der Geburtstag trägt zu diesem Herstellen unseres Ichs bei. Wir werden zu den Feiern der anderen eingeladen und sehen, wie es geht. Dabei lernen wir, uns selbst zu feiern und wir selbst zu sein.

Nur ist der Geburtstag dafür nicht der selbstverständlichste Anlass. Schließlich kann sich niemand an seine eigene Geburt erinnern. Wäre es nicht viel sinnvoller, etwas zu feiern, das wir selbst erlebt haben?

In Wien mussten wir umsteigen. Es war das Jahr der großen »Flüchtlingswelle«, wie man sagte. In dem gerade erst eröffneten Hauptbahnhof, dessen Hallen noch ganz neu und leblos wirkten, standen und saßen nun überall die Vertriebenen herum, neben Koffern, Säcken und Tüten. Als ich zwischen den Gruppen von Syrern und Irakern, den Helfern und Polizisten umherging, musste ich an die Berichte meiner Mutter von ihrer Flucht denken. Viel hatte sie davon nie erzählt. »Dann mussten wir raus«, hieß es immer, als wäre sie aus einem warmen und behaglichen Wohnraum in die Kälte gestoßen worden. Es gab kein Bild, das ich vor Augen hatte, aber es muss doch ein Stück weit so ausgesehen haben wie hier. Beim Nachdenken über ihre Geschichte komme ich immer wieder auf einen für mich entscheidenden Punkt zurück. Wenn die Familie meiner Mutter nicht vertrieben worden wäre, würde es mich nicht geben. Denn die Endstation ihrer Flucht war das Dorf meines Vaters.

Der Zug fuhr weiter, bald hoch über dem Tal und durch die letzten Ausläufer der Alpen. Morgen, an meinem Geburtstag, von dem dort niemand wusste, würden wir nach Leoben fahren. Ein Teil der Konferenz war in die Bergbau-Stadt verlegt worden. Heute, am Vorabend, wollten sich alle Teilnehmer in einem Re-

staurant treffen. Ich freute mich schon darauf, einige alte Freunde wiederzusehen.

Nach der langen und manchmal auch etwas langweiligen Zugfahrt dachte Stella gar nicht daran, ins Bett zu gehen. So trafen wir zu dritt vor dem Restaurant ein. Kaum hatte ich die ersten Bekannten begrüßt, meldete sich meine Tochter zu Wort. Sie hatte genau verstanden, was der Hauptzweck der Reise war, und dachte gar nicht daran, damit hinterm Berg zu halten: »Papa hat Geburtstag.« Meinen sofortigen Einspruch quittierte sie einfach nur damit, den gleichen Satz immer wieder zu wiederholen.

Am nächsten Morgen, als wir in den Bus stiegen, zwinkerte mir die Leiterin der Konferenz zu. Ob es denn nun stimme, was meine Tochter ausgeplaudert hätte. Sie wartete meinen Versuch, mich um eine Antwort zu drücken, gar nicht erst ab. »Ich muss ja nur in der Buchhaltung anrufen.«

Es war auf der Zugfahrt zurück, als mir im Nachdenken über die Tischgespräche vom Vorabend klar wurde, dass es zum Geburtstag überhaupt etwas herauszufinden gibt. Nachdem einmal herausgekommen war, dass meine Tochter doch fast die Wahrheit gesagt hatte, wenn auch einen Tag zu früh, geriet das Abendessen nach der Konferenz zu einem kleinen Fest. Die Gespräche kamen dann auf die Fragen, seit wann man den Geburtstag überhaupt feiert und was alles da sein muss, bevor wir beginnen können, uns selbst zu feiern.

## Die Zutaten

Um den eigenen Geburtstag feiern zu können, reicht geboren zu sein bei weitem nicht aus. Wir benötigen bereits eine ganze Menge an verschiedenen Zutaten, bevor wir von den Umständen und dem Zeitpunkt der eigenen Geburt überhaupt verlässliche Kenntnis haben. Und auch das genügt noch lange nicht. Es braucht auch ein Selbstbewusstsein, ohne das vermutlich niemand auf die Idee käme, sich selbst an einem bestimmten Tag im Jahr zu feiern. Das Geburtstagsfest ist also keinesfalls so normal und selbstverständlich, wie es uns heute erscheint. Vielmehr handelt es sich um eine vergleichsweise komplizierte Erfindung, geboren aus einer Vielzahl kulturhistorischer Voraussetzungen.

Die offenen Fragen beginnen damit, dass wir uns an unsere Geburt bekanntlich ganz und gar nicht erinnern können. Wir sind auf andere angewiesen, die uns davon berichten. Beim menschlichen Gedächtnis handelt es sich aber leider um eine recht unzuverlässige Quelle. Besonders ein Detail, das wir für das Fest unbedingt benötigen, fehlt in so gut wie allen Berichten. Die Erinnerung der Eltern mag zwar viele Einzelheiten speichern, also etwa die Dauer oder die Uhrzeit der Geburt und auch den Ort des Geschehens. Was aber mit ziemlicher Sicherheit fehlt, ist das Datum. Denn am Ende hilft es wenig zu wissen, dass ich einen Tag nach Vollmond an einem Herbstnachmittag zur Welt kam. Nicht einmal für das genaue Jahr gibt es einen brauchbaren Platz im Gedächtnis.

Um für ein Jubiläum zu taugen, müssen wir unsere Erinnerung daher unterstützen. Nur so kommen wir über das bloße »weißt du noch« hinaus. Am besten helfen wir unserem Gedächtnis mit einer schriftlichen Notiz auf die Sprünge. Das aber

ist nicht jedermanns Sache. In der Regel werden Geburtsakten nur dort geführt, wo es Ämter und Behörden gibt, die über das Leben der Bürger Bescheid wissen wollen. Noch heute ist das rund um den Globus keinesfalls selbstverständlich. Jedes Jahr werden gut 50 Millionen Kinder geboren, also fast jedes dritte, ohne dass jemand ihren Geburtstag registriert.

Die Verwaltung der Bürger führt uns geradewegs zur nächsten Geburtstagszutat. Ihr Alter übersteigt das der modernen Urkunde um etliche tausend Jahre. Um einen bestimmten Tag notieren zu können, müssen wir erst einmal alle Tage benannt und sortiert haben. Dazu brauchen wir einen Kalender. Die Erfindung des Kalenders liegt weit vor dem massenhaften Notieren von Geburtsdaten.

Ein Datum zu notieren ist nicht der einzige Grund, warum wir für das Geburtstagsfest einen Kalender brauchen. Er sagt uns nicht nur, wie der Tag heißt, sondern misst auch die Länge des Jahres. Er erfüllt also eine doppelte Aufgabe, was unseren Geburtstag betrifft, jedenfalls wenn wir ihn jährlich feiern wollen.

Damit haben wir die drei Grundzutaten beisammen, ohne die es schlicht unmöglich ist, einmal im Jahr am selben Tag Geburtstag zu feiern:

- eine Erinnerung, am besten schriftlich notiert,
- im Datumsformat und
- den Kalender.

Dabei handelt es sich allerdings nur um die technischen Zutaten. Sie reichen bei weitem nicht aus, um die Feier zu erklären. Um überhaupt auf die Idee zu kommen, die eigene Geburt zu feiern, braucht es einige weitere Verfeinerungen, gerade so wie bei allen guten Rezepten. Wäre der Geburtstag eine Torte, so würde es sich um eine Art von kulturphilosophischer Glasur handeln. Wahrscheinlich wäre die Torte auch ohne selbstgemachtes Jo-

hannisbeergelee, ohne Buttercremeverzierung aus dem Spritzbeutel mit Nüssen und ohne dass wir die Tortenböden mit Obstsaft und einem Schuss Rum besprühen, machbar, aber eben ein wenig staubig und trocken.

Allein weil wir wissen, wann wir geboren wurden, feiern wir noch längst kein Fest an diesem Tag. Jubiläen gibt es viele, aber der Geburtstag kommt nicht ohne Grund recht spät dazu. Tatsächlich erweist er sich im Vergleich zu all den Festen, die wir sonst so kennen, als ein eher ungewöhnliches Jubiläum.

Etwas zu feiern ist immer eine gemeinsame Sache. Natürlich gibt es Ausnahmen wie den römischen Dichter Ovid, der ganz für sich allein einen Geburtstag beging, und zwar nicht einmal seinen eigenen, aber dazu später mehr. Im Normalfall feiert es sich am besten in Gesellschaft. Dazu gehört üblicherweise, dass alle miteinander aus einem gemeinsamen Anlass ein Fest feiern. Zu solchen Anlässen zählen etwa große Märkte, das Ende der Ernte, Festtage von Heiligen und Göttern, Jubiläen von Gründungen oder großen Ereignissen oder in neuerer Zeit auch Festivals aller Art.

Was die Geburtstage von all diesen Festen unterscheidet, ist ihr privater Anlass. Sich selbst zu feiern galt die längste Zeit als Privileg von Herrschern. Oft allerdings bezog sich das Jubiläum nicht auf die Geburt der Königin, des Königs oder eines Fürsten oder sonst eines Aristokraten, sondern auf die Amtseinführung oder Thronbesteigung. Dabei handelte es sich um Feiern, die den gesamten Staat und damit alle Bürger miteinander betrafen. Um überhaupt darauf zu verfallen, das eigene Datum der Geburt als privaten Anlass eines Festes zu nehmen, benötigen wir drei weitere Zutaten.

Die erste sind wir selbst. Dieses »Ich« ist nicht so alt, wie man vermuten mag. Und es kommt keinesfalls so selbstverständlich daher, wie es uns heute erscheint. Zwar haben schon die alten Griechen den Wahlspruch ausgegeben: Erkenne dich selbst. Aber

so sehr sie sich auch um sich selbst sorgten, sie sahen sich doch immer als soziale Wesen eingebunden in den Zusammenhang ihrer Stadt und ihrer Familie und Freunde, und dazu standen sie noch unter dem Schutz ihrer vielen Götter. Die Aufschrift »Erkenne dich selbst« stand bezeichnenderweise über dem Tempel von Delphi. Sie richtete sich nicht an ein modernes, selbstbezügliches »Ich«, sondern forderte die Besucher auf, im Orakel der Götter ihr eigenes Schicksal zu erkennen.

Das »Ich« als modernes Subjekt entsteht viel, viel später. Es hat die Macht, oder eher die Pflicht, selbst zu denken und sich selbst zu begreifen. Den »Ausgang aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit« hatte der Philosoph Immanuel Kant als dringendste Aufgabe des aufgeklärten Menschen gefordert. Dass er dabei lediglich einen »geschärften Befehl zum Selbstdenken« befolgte, den der preußische Minister von Fürst am 26. Mai des Jahres 1770 vom König an die Universitäten weitergeleitet hatte, wird in der Heldengeschichte der großen Philosophen gerne unterschlagen.

Was hat es mit diesem »Subjekt« auf sich? Betrachten wir es an einem Beispiel. Wir gehen heute ganz fraglos davon aus, dass wir für unsere Taten selbst verantwortlich sind. In seltenen Fällen können wir mildernde Umstände anführen. Aber wir wissen sehr genau, dass wir uns weder auf das Schicksal noch auf die Launen der Götter berufen können. Wir haben gelernt, dass wir am Ende ganz allein für uns selbst zuständig sind und selbst bedenken müssen, was wir tun. Das war nicht immer so. Solange sich der Mensch im Reich des einen Gottes oder der vielen Götter gut aufgehoben fühlte, war selbst zu denken nicht angesagt. Im Jahr 1619 hatte ein französischer Soldat in Diensten der bayrischen Armee in seiner überheizten Stube zu Neuburg an der Donau ein paar eigenartige Träume. »Ich denke, also bin ich«, notierte der Herr mit Namen René Descartes. Um die gleiche Zeit beginnen die Leute nicht nur damit, für sich selbst zu den-

ken, sondern auch, sich selbst zu feiern. Irgendwie scheinen, jedenfalls an diesem zweiten Beginn des Geburtstagsfestes, Denken und Feiern zusammenzugehören.

Aber das »Ich« allein reicht noch nicht. Zwei weitere Zutaten fehlen noch, um mit dem Feiern wirklich beginnen zu können. Dass wir uns selbst denken, erklärt zwar den Wunsch, uns auch zu feiern, nicht aber die Tatsache, dass wir es am Tag unserer Geburt tun.

Das »Ich«, das wir nun einmal sind, muss dazu noch zwei entscheidende Dinge lernen. Erstens müssen wir uns als ein Wesen begreifen, das in der Zeit lebt. Am deutlichsten wird dieser Bezug zur Zeit wohl in der Erfindung der Kindheit. Nicht umsonst üben die Kindergeburtstage eine derart große Attraktion aus. Kindheit erfinden? Wie soll das gehen? Hat denn nicht seit Ewigkeiten jedes Kind eine Kindheit? Sind Menschen nach der Geburt nicht immer Kinder, erst kleine, dann große? Die Antwort der Kulturhistoriker auf diese Frage fällt eindeutig aus: Nein! Ein klares und deutliches Nein. Die Kindheit musste als eigenständige Phase des Lebens erst erfunden werden. Das geschieht ungefähr im 18. Jahrhundert. Vorher galten junge Menschen einfach als kleinere Ausgaben der Erwachsenen. Für manche Aufgaben waren sie unbrauchbar, für andere gut geeignet. Bevor sie sprechen konnten, kümmerte man sich besser nicht so sehr um sie. Die ersten Jahre überlebten nicht viele. Eine Kindheit als abgesonderten Abschnitt des Lebens kannte man nicht. Dass wir Jahr für Jahr wachsen und uns entwickeln, anstatt einfach nur im Kreislauf des Immergleichen dasselbe zu tun, musste erst in unser Bewusstsein gebracht werden. Zum Ausdruck dieses neuen Bewusstseins wurde, unter anderem, der Geburtstag. Nämlich ein Tag, an dem wir uns als ein Wesen begreifen, das wächst, größer wird und sich mit der Zeit verändert, von Jahr zu Jahr.



Aber auch das genügt nicht. Noch fehlt eine weitere Zutat, um Geburtstag feiern zu können. Wir sind jetzt Subjekte geworden, die sich Mühe geben, selbst zu denken, und wir wissen, dass wir jedes Jahr älter werden. Aber damit »haben« wir noch lange keinen Geburtstag. Es mag zwar Behörden, Ämter oder auch Pfarrer geben, die das Datum unserer Geburt notiert haben und deshalb kennen. Sie geben unsere Daten auf Anfrage weiter, zum Beispiel an die Ausheber der Armee oder die Polizei oder den Steuereintreiber. All diese Amtspersonen »haben« damit unseren Geburtstag. Aber wir selbst müssen erst noch darauf kommen, ihn uns anzueignen.

Dazu braucht es die Idee des Eigentums als Recht jedes Menschen. Philosophisch gesprochen handelt es sich um den Schritt von Kant zu Hegel, vom selbst denkenden Subjekt zum Eigentümer. Der Begriff vom Privatmenschen als jemandem, der etwas besitzt, setzt sich, jedenfalls für die breite Bevölkerung, erst recht spät durch. Die längste Zeit der Geschichte brauchten die meisten Leute keinen Besitz und hatten auch nichts. Die Idee des Eigentums wäre ihnen fremd erschienen. Im alltäglichen Kampf ums Leben spielten derlei Formfragen keine Rolle. Man lieh und nahm sich, was man brauchte, und wenn andere es benötigten, reichte man es weiter. Das änderte sich für das gewöhnliche Volk erst, als der beginnende Kapitalismus Güter aller Art in großen Mengen herzustellen erlaubte. Seitdem lernten die Bürger, Dinge zu bezahlen, zu kaufen, zu besitzen und auf ihren Besitz zu achten, ihn zu mehren und mit Geld umzugehen. Eine Unmenge alter Märchen berichtet von diesem Wandel, vom Erben, von den Goldschätzen, vom Verkauf der Seele. Gerade Letzteres dürfen wir übrigens ganz wörtlich nehmen. Der käufliche Erwerb des eigenen Seelenheils steht ganz am Beginn des neuzeitlichen Subjekts. Zu den neuen Besitztümern gehört auch, dass die Leute lernen, ein Fest als ihr »eigenes« zu feiern. Sie beginnen, ihren eigenen Geburtstag zu »haben«.

Damit sind die drei Zutaten der kulturphilosophischen Glasur beieinander:

- das moderne »Ich« (Subjekt)
- als zeitliches Wesen
- mit Eigentum.

Insgesamt braucht es für den Geburtstag, so wie wir ihn heute feiern, diese sechs Zutaten. Aus der Liste der Bestandteile geht nicht hervor, wie das alles im Lauf der Zeit zusammengerührt wurde. Wir haben es mit einer langen kulturhistorischen Entwicklungsgeschichte zu tun. Auf unseren Wegen durch diese Geschichte werden wir vielen verschiedenen Menschen und Ereignissen begegnen: einem einsamen Dichter, einigen dogmatischen Verächtern des Geburtstags, diversen Königen und Aristokraten und feierwütigen Horden unterschiedlichster Herkunft. Dazu kommen Schilderungen einzelner Feste und Fehlschläge, das Auspacken und Einpacken von Geschenken, Besuche bei Ämtern und Behörden und eine ganze Reihe eigentümlicher Rituale.

Der Geburtstag hat nicht nur eine Geschichte, sondern auch eine lebendige Gegenwart und eine Zukunft. Wie jede Tradition wird er erfunden und verändert. In den sozialen Medien haben sich in den letzten Jahrzehnten ganz neue Kulte um Geschenke und Glückwünsche breitgemacht. Zugleich verändern sich die Grundzutaten des Festes. Seit wir mehr und mehr in Netzwerken unterwegs sind und unsere Erinnerungen online archivieren, hat sich unser Verhältnis zur Zeit gewandelt. Zwar kennen alle Plattformen und Freunde unsere Daten. Aber wir begreifen unser Leben nicht mehr in der alten Ordnung der modernen Zeit. Was wir mögen und liken und was uns im Netz nah erscheint, zählt mehr als das Neue.

Dazu passt, dass sich der Begriff des Fortschritts aus vielen Lebensentwürfen verflüchtigt. Dieses Verblassen betrifft auch die Idee vom Menschen als Subjekt. Für das Leben in sozialen Netzwerken hilft uns der individualistische Blick auf uns selbst nicht mehr weiter. Wir können die Mühen, uns selbst zu denken, beiseitelassen, denn wir haben ja Freunde, die das für uns erledigen. Das Fest, zu dem uns die vielen Online-Glückwünsche erreichen, ändert sich damit. So zeigen die entstehenden Rituale in den Netzwerken voraus auf den Geburtstag der Zukunft.

## Der zweite Geburtstag

Noch sind keine Gäste da. Es wird auch niemand erwartet. Selbst das Geburtstagskind fehlt. Sollte sie noch erscheinen, wäre das die allergrößte Überraschung. Denn nach allem, was man weiß, befindet sie sich in weiter Ferne. Sogar die schnellsten Schiffe bräuchten beinahe einen Monat, um den entlegenen Ort der kleinen Feier zu erreichen.

Wir befinden uns am Ufer des Schwarzen Meeres, des »Pontus«. Im Winter muss man sich vor Überfällen von Banden fürchten, die über die zugefrorene Donau herüberkommen. Die Sommer dagegen sind betriebsam. Im Umland der von den Griechen schon vor Jahrhunderten gegründeten Kolonie wird Getreide angebaut und ins Reich verschifft.

Wir schreiben das Jahr der Konsuln Manius Aemilius Lepidus und Titus Statilius Taurus. Für die vor Ort ansässigen Griechen trägt es wahrscheinlich die Zahl 322. Im Gegensatz zu den Römern in der Westhälfte des Reiches waren sie immerhin schon so weit, die Jahre durchzuzählen. Es ist das Jahr des ersten Geburtstags, der uns in privaten Details überliefert wird. Leider kennen wir weder den genauen Tag noch auch nur die Jahreszeit. Nicht einmal der Name der gefeierten Frau ist überliefert. Wir wissen allerdings, dass der Wind vom Meer her blies, was in der Gegend nicht so selten ist.

Aber sieh an, wie der Wind die vom Weihrauch kommenden  
Dämpfe  
hin nach Italien trägt, günstigen Gegenden zu!  
Also dem Rauch, den der Brand hervorbringt, eignet  
Empfindung:  
Flicht er mit Absicht doch, Himmel des Pontus, vor dir.

Drei Jahre ist es her, dass der Dichter Ovid nach Tomis verbannt wurde, so der damalige Name der Stadt. Später ließ sie der erste christliche Kaiser Konstantin in Constanza umbenennen. So heißt sie heute noch. Wir wissen nicht, warum Ovid von Kaiser Augustus ans nordöstliche Ende des Reiches verbannt wurde. Wohl nicht nur deshalb, weil er, als der Kaiser ihn bat, einige Gedichte zu seinen Ehren zu schreiben, ihn mit der Auskunft abwies, er habe etwas Besseres zu tun. Dass dieses Bessere sich als ein stellenweise pornografisches Werk über die Kunst der Liebe herausstellte, war nicht der alleinige Grund. Es muss etwas vorgefallen sein, worüber sich Ovid ausschwig. Er sprach nur von »Carmen et Error«, also dem Gedicht und einer anderen Verfehlung. Bis heute rätseln Historiker, was passiert sein mag.

Die Feier können wir uns im Innenhof eines römischen Landhauses vorstellen. An einer Seite, wenn nicht an allen vieren, mag es einen Säulengang gegeben haben, wie damals üblich. Inmitten des Hofes war aus Grasnarben eine Opferstelle aufgeschichtet.

und es erhebe sich grün ein Altar aus Stücken vom Rasen,  
und um den rauchenden Herd schlinge sich Blumengewind!  
Reiche mir Weihrauch, Bursch, damit er die Flammen belebe!  
Bringe mir Wein, dass er sich zischend ergießt in die Glut!

Mit Festen und Ritualen kannte der Dichter sich aus, hatte er doch ein ganzes Buch über die Feste und Feiertage des alten Rom geschrieben, die »Fasti«. Der römische Kalender bestand aus einer einzigen langen Abfolge von Prozessionen, Umzügen, Opfern und Festen. Unter all den Tagen im Jahr gab es kaum einen, an dem nicht irgendetwas gefeiert wurde.

Für das Rauchopfer wird das Harz des Weihrauchs in die Glut gelegt. Ein Windhauch treibt den Rauch nach Westen,

dem Land seiner Sehnsucht zu, wohin Ovid immer noch eines Tages zurückzukehren hoffte. Etwas Wein, für Götter im Gegensatz zu Menschen immer unverdünnt, gießt der Dichter ins Feuer.

Ob die Gemahlin anwesend ist oder nicht, macht für das Ritual selbst keinen großen Unterschied. Es war im alten Rom durchaus üblich, den Geburtstag nahestehender Menschen auf diese Weise zu begehen. Denn das Opfer galt nicht eigentlich der Person, sondern einer Art von göttlichem Stellvertreterwesen. Bei Frauen hieß dieses Wesen Juno. Der Schutzgott der Männer dagegen hieß Genius. Jeder Mensch hatte seinen persönlichen göttlichen Begleiter. Auch Institutionen, wie der Senat, oder Städte oder Flüsse, sogar Winde und Orte besaßen ihren Genius. Den Genius eines Ortes kennen wir heute noch als Genius Loci. Nur verstehen wir nicht mehr richtig, was genau damit gemeint war. Wir verwechseln den alten Schutzgott mit dem neuen Genie und denken, dem Ort müsste irgendeine geniale Kraft innewohnen. Um den Unterschied zum Genie zu verstehen, hilft ein Blick zurück in die Vorgeschichte dieser kleinen Götter. Es gab sie auch in Griechenland. Nur trugen sie dort einen anderen Namen. Die griechische Entsprechung für Genius heißt Daimon. Warum die Genies heute in so hohem Ansehen stehen, die Dämonen dagegen in der Hölle gelandet sind, wird noch zu klären sein, denn es hat mit dem weiteren Schicksal des Geburtstagsfestes zu tun. Immer wenn im alten Rom ein Geburtstag gefeiert wird, ist es jedenfalls nicht der des Menschen, sondern der seiner Begleitgotttheit. Damit fürs Erste zurück ans Schwarze Meer, wo die Hauptperson auf eine Art doch anwesend sein kann, in ihrer göttlichen Stellvertreterin jedenfalls.

Meiner Gemahlin Geburtstag verlangt die gewohnte  
Begehung:

kommt, meine Hände, und bringt fromm euer Opfer ihm dar!

Ganz so hat vielleicht das Fest seiner Gattin begangen  
fern am Ende der Welt einst der Laertische Held.

Da liegt Ovid vermutlich falsch, denn Odysseus, der Sohn von  
Laertes, kannte aller Wahrscheinlichkeit nach kein Geburtstags-  
fest.

Segen spreche mein Mund, vergessend der Leiden!  
Ich fürchte  
nur, er verlernte schon, wirksam um Segen zu flehn;  
auch das weiße Gewand, das ich einmal im Jahr nur trage,  
lege ich an, das so sehr meinem Geschick widerspricht, ...

Weiß galt in Rom als fröhliche Farbe, als die Farbe des Feierns.  
Seiner Sammlung von Gedichten vom Schwarzen Meer hatte  
der Dichter den Titel »Tristia« gegeben, also Traurige, nämlich  
die Trauer über die Verbannung aus seiner Heimatstadt. Dorthin  
schickt er mit dem Wind, den wir uns ebenfalls als göttlich be-  
lebt vorstellen müssen und also als gutes Omen, seine besten  
Wünsche.

Schönstes Geburtstagsfest! Wie fern ich auch weil, ich flehe:  
strahlend komme und nicht ähnlich dem meinen hieher!  
Sollt' auch irgendein schmerzliches Weh meine Gattin  
bedrohen,  
sei sie für künftige Zeit durch mein Erdulden befreit!  
Möge ihr Schiff, noch kürzlich durch heftige Stürme  
beschädigt,  
nun auf der weiteren Fahrt sicher die Fluten durchziehen!  
Möge sie sich des Hauses, der Tochter erfreuen und  
der Heimat!  
Sei es genug, dass mir Einem das alles entgeht!